

Wie queer ist die Person?

Queer-Theorie und Personzentrierter Ansatz

Barbara Zach & Lian Hannah Walter

Wien

Queer-Theorie hinterfragt vorgeblich natürliche Gegebenheiten, vor allem, was Körper und Sexualitäten betrifft, um aufzuzeigen, dass damit Machtverhältnisse in gesellschaftlichen Ordnungen organisiert werden. Auch psychotherapeutische Theorien beschreiben nicht nur psychische Phänomene, sondern sind Teil der Diskurse, die sie hervorbringen. Der Artikel unternimmt den Versuch, den Personzentrierten Ansatz mit Queer-Theorie zusammenzudenken. Dazu stellt der Artikel die Persönlichkeitstheorie und den grundlegenden Begriff der Person sowie die Fallen und Potenziale des Personzentrierten Ansatzes in der Arbeit mit Menschen außerhalb der Cis-Hetero-Normativität vor.

Schlüsselwörter: queer, Geschlecht, Gender, Sexualitäten, Normativität

Queer theory questions ostensibly natural conditions, especially where bodies and sexualities are concerned, to show that they organize power relations in social orders. Psychotherapeutic theories, too, not only describe psychological phenomena, but are also part of the discourses that produce them. This article attempts to connect the person-centered approach with queer theory. To this end, the article presents the personality theory and the fundamental concept of the person as well as the pitfalls and potentials of the person-centered approach in working with people outside of cis-hetero-normativity.

Keywords: queer, gender, sexualities, normativity

<https://doi.org/10.24989/person.v28i2.3>

Einleitung

„Queer“, so lautet die Definition des US-amerikanischen Queer-Theoretikers David M. Halperin (1995, S. 62), „is by definition *whatever* is at odds with the normal, the legitimate, the dominant. *There is nothing in particular to which it necessarily refers.* It is an identity without an essence. ‘Queer,’ then, demarcates not a positivity but a positionality vis-à-vis the normative ..., it describes a horizon of possibility whose precise extent and heterogeneous scope cannot in principle be delimited in advance“ (ebd., Hervorh. i. Orig.). Über den Personzentrierten Ansatz wiederum schrieb Peter F. Schmid (2009): „Nichts scheint so leicht und unbesehen zu passieren, als hinter den Paradigmenwechsel des Carl R. Rogers zurückzufallen und das

Querstehende seines Ansatzes in eine bestehende Ordnung einzupassen“ (ebd., S. 156, Hervorh. v. Verf.). „Es ist eine politische Handlung einem Paradigma zu widerstehen, das auf fremdbestimmten Diagnosen und festschreibenden Systematisierungen beruht, das an Problemen und Lösungen orientiert ist. ... Sich solcherart an die vorderste Reihe der Erforschung des Verständnisses von Mensch-Sein zu setzen, ist eine andauernde Provokation“ (ebd., S. 163).

Deutlich machen diese beiden Zitate, dass zwei Aspekte die Queer (-Theorie) und den Personzentrierten Ansatz zu verbinden scheinen: einerseits das Hinterfragen von und Stellungnehmen zu bestehenden Ordnungen und andererseits die Vehemenz, mit der dies betrieben wird. In beiden geht es darum, sich querzustellen, zu durchkreuzen, sich dagegenzustellen, zu unterbrechen, zu blockieren, aufzuhalten, anzuhalten. Dabei verweisen hier weder Halperin (1995) noch Schmid (2009) explizit auf das bestehende Ordnungssystem, um das es im vorliegenden Artikel geht.

Wir leben in einer Welt, die stark durch Geschlecht und sexuelle Orientierung geprägt ist. Vorherrschend ist immer noch das „Zwei-Geschlechter-/Ein-Wert-System“ (Winkler, 2002, S. 70f.), wonach wir uns in einer zweigeschlechtlichen Ge-

Barbara Zach (sie/ihr/keine), Mag.a, MSc, Psychoanalytiker*in (WAP), Personzentrierte Psychotherapeut*in (ÖGWG), Jurist*in, als Psychotherapeut*in selbstständig in Wien tätig. Kontakt: barbara.zach.psychotherapie@chello.at

Lian Hannah Walter (keine/sie/er), in Ausbildung zum* zur Personzentrierten Psychotherapeut*in (APG•IPS), studiert an der Bertha von Suttner Privatuniversität St. Pölten. Kontakt: lianhannahwalter@gmail.com

sellschaft entwickeln, die durch ein männliches Wertesystem bestimmt ist. Ravna Marin Siever (2022) spricht ergänzend und erweiternd von einem Zwei-Geschlechter-Eine-Sexualität-System (S. 130): Es gibt nur zwei Geschlechter, Frauen und Männer, die sich komplementär zueinander hingezogen fühlen. Damit bezieht Siever die sexuelle Orientierung mit ein. Diese komplementäre Form der sexuellen Anziehung und der sexuellen Aktivität wird Heterosexualität genannt (ebd., S. 136). Cis beschreibt in Abgrenzung zu trans¹, dass sich die Geschlechtsidentität einer Person mit jenem Geschlecht deckt, das ihr bei der Geburt von anderen, in der Regel vom Gesundheitspersonal aufgrund körperlicher Merkmale, zugewiesen wurde. Der Begriff der Cis-Heteronormativität besagt, dass wir in einer Welt leben, in der nicht nur von der Normalität des Cis-Seins und der heterosexuellen Orientierung ausgegangen wird, sondern auch, dass diese Normalität zur gesellschaftlichen Norm gemacht wird (Worthen, 2020, S. xv). Daraus folgt, dass Menschen, die nicht cis-heteronormativ leben und lieben, Nachteile und Diskriminierung erleben, weil sie entweder gar nicht berücksichtigt werden und deshalb außerhalb des Geregelteren bleiben oder weil sie – der Norm nicht entsprechend – als falsch und/oder krank erst richtig und/oder gesund gemacht werden müssen, damit die Norm auch auf sie anwendbar ist.

Für den Bereich der psychischen Gesundheit und damit verbunden der Psychotherapie stellt sich die spannende Frage, wie Menschen, die sich außerhalb der Cis-Heteronormativität befinden, von Psychotherapie profitieren können und, damit verbunden, wo sie sich in den theoretischen Konzepten und in der praktischen Anwendung wiederfinden. Nachfolgend soll es um die Persönlichkeitstheorie des Personenzentrierten Ansatzes und dabei insbesondere auf die Entwicklung des Selbst gehen, um die Potenziale und die Fallen in der Arbeit mit Menschen außerhalb der Cis-Heteronormativität aufzuzeigen. Dies wird am Beispiel des Begriffs der Person verdeutlicht. In der Zentrierung der Person und in der Orientierung an der Phänomenologie und der individuellen Erfahrungswelt (Schmid & Keil, 2001) liegt die Stärke des Personenzentrierten Ansatzes und die große Chance für trans Menschen und Menschen mit nicht-heterosexueller Orientierung, weil die Theorie sie nicht pathologisiert. In tiefenpsychologischen Therapietheorien, deren aktuelle Konzeptionen leider teils immer noch weit hinter Sigmund Freuds Normen hinterfragende, kritische, offene und revolutionäre Ansätze zurückfallen, hält das Verständnis von trans als krank teilweise bis heute an (für die Psychoanalyse vgl. Hutfless & Zach, 2017a, 2022).

Doch ist damit wirklich alles gut im Personenzentrierten Ansatz? Ist das schon gut genug? Aus Sicht der Autor*innen sollte zusätzlich die Queer-Theorie für die personenzentrierte Theorie nutzbar gemacht werden, da sich auch in der personenzentrierten Theorie gesellschaftlich hervorgebrachte Ordnungs- und Machtstrukturen finden lassen. Denn mithilfe der Queer-Theorie können unter anderem Identitäten, Sexualitäten, Zweigeschlechtlichkeit und Heteronormativität kritisch untersucht und die zugrunde liegenden Machtverhältnisse und Machtinteressen aufgezeigt werden. Auch Identitätskategorien wie Homosexualität oder Transidentität bilden Machtverhältnisse ab, und ein Denken darüber, wer „nicht normal“ oder „anders“ ist, wird so lange fortgeschrieben, wie es nicht aktiv hinterfragt wird. In der Tradition des feministischen Blicks auf die Welt und der feministischen Kritik an den gesellschaftlichen Bedingungen und ihren Folgen entwirft der vorliegende Beitrag, wie von Psychotherapeut*innen² das Analyseinstrument „Queerness“ genutzt werden kann, um die Therapietheorie und sich selbst im Zuge der Anwendung zu hinterfragen. Denn dass auch Therapeut*innen Konstrukte mittragen, die Macht ausüben und Menschen direkt in ihrer Kongruenz, ihrem Sein wie sie sind, einschränken, steht außer Frage. Sich dies bewusst zu machen, ist notwendig, damit Veränderung möglich wird.

Nach einer Einführung in die Queer-Theorie werden die relevanten Theorieteile des Personenzentrierten Ansatzes hinterfragt und dank ihrer Möglichkeiten produktiv gemacht.

Queerness und Queer-Theorie

„Unter Queer Theory lässt sich keine einheitliche Theorie oder Disziplin verstehen, sondern eher ein Feld an poststrukturalistischen, dekonstruktiven, politischen, kulturtheoretischen, kritischen ... Diskursen, die u. a. binäre, hierarchisierende Kategorien und Konzepte, wie etwa die heteronormative Zweigeschlechtlichkeit, Identitätskategorien, Norm vs. Pathologie etc., kritisch hinterfragen und multiple Diskriminierungsformen analysieren und kritisieren und darüber hinaus auch intersektionale Ansätze verfolgen“ (Hutfless & Zach, 2017b, S. 23f.). Queer-Theorie hinterfragt vorgeblich „natürliche“ Gegebenheiten – vor allem hinsichtlich Körper und Sexualitäten – um aufzuzeigen, dass damit Machtverhältnisse in gesellschaftlichen Ordnungen organisiert werden. Ziel dieser Analyse ist, bestehende Machtverhältnisse aufzubrechen, Ungleichheiten abzubauen und zu mehr Gerechtigkeit zu gelangen. Das englische Adjektiv queer war umgangssprachlich ursprünglich als

1 Zwar existieren verschiedenste Definitionen von „trans“, doch wird der Begriff in diesem Artikel bewusst als Überbegriff für alle Nicht-cis-Personen verwendet, auch wenn den Autor*innen bewusst ist, dass sich nicht alle von ihnen als trans verstehen.

2 Wir verwenden den * als Platzhalter, um die Vielfalt von sexuellen und geschlechtlichen Lebens-, Seins- und Begehrensweisen abzubilden.

herabwürdigende Bezeichnung für Homosexuelle in Gebrauch und wird mit komisch, abartig, verdächtig, verrückt, pervers ins Deutsche übersetzt. Beginnend mit den 1970er-Jahren haben Lesben, Schwule und trans Personen das Schimpfwort in das Gegenteil gewendet: als positive, bestärkende, stolze Beschreibung ihrer selbst. Damit haben sie sich den Begriff angeeignet, ihm seine beleidigende Wirkung entzogen und ihn mit einer neuen Bedeutung ausgestattet (vgl. Butler, 1983/1997; Lauretis, 2017; Hutfless, 2017). „Ich bin queer“ wurde folglich politische Praxis, um gegen die rechtliche und gesellschaftliche Diskriminierung von Menschen, die sich weder als heterosexuell noch als cis verstehen, zu kämpfen. Diese Aneignung und ermächtigende Veränderung zu einem positiven und bejahenden Begriff ist ein Beispiel dafür, wie Bestehendes dekonstruiert werden kann: durch Hinterfragen, Öffnen und durch Ausstatten mit neuer Bedeutung, kurz: durch Queeren. Die Annahme der Offenheit von Begriffen und damit von der Bedeutung dessen, was diese Begriffe bezeichnen, diese radikale, weil unbedingte Offenheit, zeichnet queer als Wort und auch als Konzept aus. Auf der Grundlage dieser Offenheit ergibt sich das zentrale Verständnis von Queerness, dessen Darstellbarkeit, Fassbarkeit, Form und Inhalt sich stets entziehen (Hutfless, 2017). Queerness entwickelt sich beständig weiter und ist immer auch schon das, was es gerade noch nicht ist. Der Queer-Theoretiker José Esteban Muñoz (2009) beschreibt das folgendermaßen: „Queerness is not yet here. Queerness is an ideality. Put another way, we are not yet queer. We may never touch queerness, but we can feel it as the warm illumination of a horizon imbued with potentiality“ (S. 1).

Diese theoretische Konzeption hat nicht verhindert, dass Queerness auch im Sinne einer Identität zu politischen Zwecken für all jene Personen zur Verwendung kam, die nicht cis-heteronormativ leben und begehren. Was mit einer affirmierenden Selbstbezeichnung von LGBTIAQ+³ begann, hat sich nach und nach als Überbegriff für diese Gruppe entwickelt. In dieser politischen Praxis umfasst queer als Identitätsbegriff heute in der Regel alle Varianten von Gender(nicht)identitäten,⁴ Genderfluiditäten und sexuellen Orientierungen abseits von cis und hetero. Judith Butler, als Philosoph*in ein*e⁵ der einflussreichsten und bekanntesten Vertreter*innen der Queer-Theorie, macht darauf aufmerksam, dass der besondere

Wert von queer gerade darin liegt, dass sich seine Bedeutung nicht fassen lässt: „Wenn der Begriff ‚queer‘ ein Ort kollektiver Auseinandersetzung sein soll, Ausgangspunkt für eine Reihe historischer Überlegungen und Zukunftsvorstellungen, wird er bleiben müssen, was in der Gegenwart niemals vollständig in Besitz ist, sondern immer nur neu eingesetzt wird, umgedreht wird, durchkreuzt wird [queered] von einem früheren Gebrauch her und in die Richtung dringlicher und erweiterungsfähiger politischer Zwecke“ (Butler, 1993/1997, S. 313).

Wenngleich Theoretiker*innen skeptisch auf die mit der Identitätsbildung einhergehende Festschreibung und potenzielle Idealisierung blicken, ermöglicht die Offenheit des Begriffs auch dies (Hutfless, 2017). Kritik daran gibt es auch von feministischer Seite, weil dadurch die spezifische Situation von Frauen und die Bemühungen um deren Gleichstellung und Gleichberechtigung aus dem Blick gerate (z. B. Cohen, 1997). Tatsächlich lässt sich dieses Paradoxon im politischen Kampf um Sichtbarkeit und Rechte nicht einfach auflösen. Einerseits ist es notwendig, sich zu Gruppen zusammenzufinden, um aufzuzeigen, dass nicht nur Einzelne diskriminiert werden. Das gilt z. B. für die ungleiche Bezahlung der Erwerbsarbeit von Frauen, für trans Personen, die häufiger Gewalt ausgesetzt sind, oder für People of Color, die unter anderem bei der Wohnungssuche rassistisch diskriminiert werden. Andererseits führt jede Gruppenbildung, jede Kategorisierung zu weiteren Ausschlüssen, und es verschiebt sich gleichsam nur der Rand des Schirms, unter dem sich Menschen einfinden können oder ausgeschlossen bleiben/werden (Barker & Scheele, 2018). Queer-Theorie macht genau darauf aufmerksam und meint, dass Gleichberechtigung und Gerechtigkeit auf einem anderen Weg erreicht werden müssten. Aus Sicht der Autor*innen ist die parallele Anwendung beider Strategien sinnvoll und das Wissen um die jeweilige Beschränktheit wertvoll. Dabei ist es wichtig, auch feministische Haltungen zu queeren, das heißt, aus queeren Positionen heraus zu hinterfragen und darauf aufmerksam zu machen, dass mit dem ausschließlichen Blick auf die Kategorie Frau andere Körper vom politischen Kampf für Gleichberechtigung ausgeschlossen werden.⁶ Nach Kritik am Fehlen von postkolonialen und intersektionalen Perspektiven nimmt Queer-Theorie heute auch die Folgen des kategorialen Zusammenwirkens von Ausschlussmechanismen in den Blick und bezieht Erkenntnisse aus den Postkolonialen Studien in ihre Analysen mit ein (Hutfless, 2017).

3 Das englische Akronym LGBTIAQ+ vereint die Anfangsbuchstaben von lesbian, gay, bi, trans, inter, asexual/agender/aromantic, queer und verweist mit dem Zeichen + auf die Unabgeschlossenheit der Aufzählung.

4 Im Kontext von Queer Theory wird im vorliegenden Artikel Gender statt Geschlecht verwendet, um die soziale Konstruiertheit zu betonen.

5 Butler verwendet für sich im Englischen das nicht-binäre Pronomen „they“, was wir auf Deutsch mit dieser Schreibweise ausdrücken.

6 Ein solcher Versuch findet sich etwa in Antje Schrupps Essay „Schwangerwerdenkönnen“ (2019). Sie schreibt über „Menschen, die schwanger werden können“ (S. 13), und inkludiert damit z. B. trans, nicht binäre oder inter Personen, die keine Frauen sind, besteht aber trotzdem auf der „reproduktiven Differenz“, die in der Fähigkeit zum Schwangerwerden-Können begründet liegt.

Bis heute transportiert der Begriff queer auch „die Anspielung auf Sexualität und sexuelle Devianzen“ (Lauretis, 2017, S. 246), was sich die Queer-Theorie zu nutzen macht, um gesellschaftliche Normativitäten zu dekonstruieren. Der Begriff Queer-Theorie geht auf die feministische Literaturwissenschaftlerin Teresa de Lauretis (1991) zurück, die 1990 als erste die Dekonstruktion von Diskursen, die bestimmte Subjekte hervorbringen, als Anwendung von „Queer Theory“ (ebd.) bezeichnete (vgl. auch Hutfless, 2017). Lauretis (1991) konzipierte Queer-Theorie als offene, fluide, sich einer bestimmten Form und einem definierten Inhalt entziehende potenzielle Praxis der Kritik und neuer Wissensproduktion. Dieser Vorgabe in gewisser Weise widersprechend nahm der queere Ansatz rasch an Universitäten eine Form an und wurde zu einer neuen akademischen Disziplin (Halperin, 2003). Verschiedene Queer-Theoretiker*innen sehen darin die Gefahr, dass der Queerness ihre subversive, auf Veränderung von gesellschaftlichen Gegebenheiten gerichtete Kraft genommen wird, da durch die Institutionalisierung Festschreibungen und Begrenzungen produziert werden. Andere vertrauen darauf, dass sich queer als Ansatz und Haltung weiterhin einer Fixierung entziehen und das dekonstruktivistische und hinterfragende Potenzial und die radikale Offenheit erhalten kann: „In der Undarstellbarkeit, im permanenten Entzug, in der Transformation und der Fluidität dieses Wortes *queer* – Ist es überhaupt ein Wort? Und nicht vielmehr eine Kraft oder ein Effekt? – zeigt sich sein subversives Potenzial: *Queer* soll nicht zur Identität, zur Ideologie, zum Begriff erstarren, es soll nicht angeeignet oder instrumentalisiert werden“ (Hutfless, 2017, S. 32; Hervorh. i. Orig.).

Das Augenmerk von Queer-Theorie ist auf die Frage gerichtet, wie bestimmte Körper (gesunde oder kranke), bestimmte Sexualitäten (z. B. homo, hetero, bi, a) bestimmte Gender (z. B. Frauen, Männer, inter*⁷, trans, nicht-binär), aber auch rassifizierte Differenzierungen (z. B. *weiß*, of Color, Schwarz⁸) und bestimmte Klassenzugehörigkeiten entstehen bzw. erzeugt werden und wie dadurch Machtverhältnisse strukturiert sind und werden. Das Wissen darum lässt neue Diskurse entstehen, die neue Subjekte und ein neues Denken über Unterschiede

hervorbringen, um schließlich „nicht-hierarchische Formen sozialer Differenz zu stärken“ (Engel, o. J., o. S.). Die Analyse geschieht auf der Grundlage verschiedener Wissenschaftsdisziplinen: „Unter Queer Theory lässt sich keine einheitliche Theorie oder Disziplin verstehen, sondern eher ein Feld an poststrukturalistischen, dekonstruktiven, politischen, kulturtheoretischen, kritischen ... Diskursen, die u. a. binäre, hierarchisierende Kategorien und Konzepte, wie etwa die heteronormative Zweigeschlechtlichkeit, Identitätskategorien, Norm vs. Pathologie etc., kritisch hinterfragen und multiple Diskriminierungsformen analysieren und kritisieren und darüber hinaus auch intersektionale Ansätze verfolgen“ (Hutfless & Zach, 2017b, S. 23f.).

In besonderer Weise relevant sind der diskurstheoretische Zugang von Michel Foucault (1972/2021) und die Methoden und Erkenntnisse der Dekonstruktion von Jacques Derrida (1967/2019). Foucaults (1972/2021) Konzeption von Macht als struktureller Kraft, die Subjekte schafft und reguliert, indem sie über Diskurse diese mit einer bestimmten Art von Sexualität, Begehren und Identität ausstattet, ist für viele Queer-Theoretiker*innen wesentlich, um das essenzialistische Verständnis von Körpern und Sexualität zu kritisieren (Hutfless, 2017): Nicht wie wir *sind*, sagt etwas über uns aus, sondern was wir *tun*. Dann wird irrelevant, ob wir z. B. lesbisch, schwul, bi, hetero, queer sind. Das Vorliegen bestimmter Körperformen oder Fortpflanzungsorgane macht dann nur Aussagen über funktionale Potenziale, nicht aber über uns als Menschen per se. Auf diese Art verlieren Gegensatzpaare wie z. B. gesund – krank, fähig – unfähig, Frau – Mann, weiblich – männlich, hetero – homo ihre Bedeutung und damit ihre machtvollen Wirkungen. Theoretische feministische Ansätze aus den 1970er-Jahren von Luce Irigaray (1977/1979) und Hélène Cixous (1975/2013) gingen dem queeren Ansatz von Unabgeschlossenheit und Offenheit von Geschlecht voraus. Sie kritisierten die binäre Geschlechterordnung sowie das essenzialistische Konzept von „Frau“ und verstanden „das Denken von ‚Frau‘ als etwas, das es noch nicht gibt, das erst erfunden, aber auch immer wieder neu erfunden werden muss“ (Hutfless, 2017, S. 43).

Im offenen Spektrum seiner Bedeutungen verweist queer auch auf physische Aspekte, etwa „auf jene Eigenheit des Körpers, Vorstellungen von Natürlichkeit, Normativität und Wesenhaftigkeit immer schon zu unterwandern und zu überschreiten“ (ebd., S. 33). Nach Butler (1993/1997) ermöglicht die Des-Identifizierung mit Regulativen auch die Neuerschaffung von normativen Vorstellungen. Dies ist wichtig, um eben solche normativen Vorstellungen von natürlichen, gesunden und fähigen Körpern zu erschüttern und sich ihrer wirkmächtigen Folgen zu entledigen. Möglich macht dies der Körper selbst, denn er ist nicht „statische Tatsache, sondern ... etwas, das im Werden ist, im permanenten Prozess der Verkörperung, wodurch Normen und fiktionale regulative Ideale bzw. Ideen durch das

7 Inter*, auch intergeschlechtlich, ist eine Bezeichnung für Menschen, die aufgrund angeborener körperlicher Merkmale nicht in die binäre Geschlechterordnung passen, weil sie der medizinischen Vorstellung von Körpern als nur weiblich oder nur männlich nicht entsprechen (vgl. www.vimoe.at).

8 Die Schreibweisen entstanden in der Antirassismusbearbeitung und verweisen auf die soziale Konstruktion dieser Kategorien und auf die damit verknüpften sozial machtvollen und normativen Wirkungen: z. B. *weiß* kleingeschrieben für das als „normal“ Angesehene (zusätzlich kursiviert, um hervorzuheben, dass es nicht um die Hautfarbe, sondern um eine soziale Kategorie geht), Schwarz großgeschrieben als emanzipatorischer Ausdruck von Abweichung zum „Normalen“ und von Widerstand.

kontinuierlich sich vollziehende Anders-Werden und durch das Entstehen neuer Fiktionen, Imaginationen, Phantasien ... beständig überschritten und umgeschrieben werden“ (Hutfless, 2017, S. 36f., unter Bezug auf Butler, 1993/1997, S. 52). Gleichsam als Nachweis seiner eigenen Queerness kann der Körper selbst herangezogen werden: „Wie Butler in *Körper von Gewicht* zeigt, ist die Materialisierung von geschlechtlichen Körpern nie ganz vollendet, kein Körper fügt sich je zur Gänze den vorgegebenen Normen. Die performative Wiederholung der Norm wird immer auch ein Stück weit verfehlt. Queere Momente sind daher allen geschlechtlichen Konstitutionen eigen“ (Hutfless, 2017, S. 43, Hervor. i. Orig., unter Bezug auf Butler, 1993/1997, S. 19ff.).

Den Personzentrierten Ansatz queeren

Die queer-theoretische Konzeption des Subjekts, seine Werdung mit allen Ausdrucksformen wie z. B. Geschlecht und Sexualität legt das Hauptaugenmerk auf die gesellschaftlichen Diskurse und machtbedingten Ausschlussmechanismen, unter deren Diktat sich nur das Vorgesehene entfalten kann. Wie feministische Ansätze macht auch die Queer-Theorie auf den medizinischen und therapeutischen Diskurs und die darin wirksamen Machtverhältnisse und Ideologien aufmerksam, die das Verständnis von psychisch und physisch gesund oder krank und die Bewertung von gesunder oder gestörter Entwicklung und Persönlichkeit beeinflussen (Hutfless, 2017). Auf das kritische Potenzial des Personzentrierten Ansatzes und seine kontinuierliche Fortentwicklung durch neue Einsichten und gesellschaftsrelevante Aspekte verweisen verschiedene Autor*innen, insbesondere in der feministischen Auseinandersetzung mit Rogers' Therapietheorie (vgl. Schmid, 2002a, 2002b, 2002c; Winkler, 2002; Macke, 2010; Zach, 2013). An sie anschließend soll nun der Versuch unternommen werden, das personzentrierte Modell der Entwicklung von Geschlecht und sexueller Orientierung zu queeren. Dazu wird der theoretische Ansatz der Persönlichkeitsentwicklung, insbesondere der Entwicklung des Selbst in seinen Grundzügen nachgezeichnet und auf jene Theorieinhalte hingewiesen, die unhinterfragt und nicht kontextualisiert trans Personen und solche, die nicht heterosexuell begehren, diskriminieren können. Schließlich soll das Potenzial hervorgehoben werden, das der Personzentrierte Ansatz auch für diese Gruppe von Menschen in sich trägt. Denn wenn es gelingt, ihn tatsächlich frei von Normierungen zu denken und anzubieten, gibt es den Raum für Geschlechter- und Begehrensvielfalt.

Die Person ist Mensch

Die ethische Grundlage des Personzentrierten Ansatzes und somit auch der personzentrierten Persönlichkeitstheorie ist

die Vorstellung des Menschen als Person. Der Mensch als Person „ist aus Beziehungserfahrungen der geworden, der er ist“ (Schmid, 2001, S. 63). Der Personzentrierte Ansatz nimmt die Person als Ganzes in den Blick und sucht danach, was sie in ihrer Einzigartigkeit ausmacht. Mit dem Verweis auf den individualistischen wie auch den relationalistischen Aspekt des personzentrierten Personbegriffs betont Schmid, dass diese Einzigartigkeit aus den Erfahrungen der gelebten Beziehungen stammt. Das Spannungsfeld von Selbstständigkeit und Angewiesenheit auf Andere führe zum theoretischen Axiom des Personzentrierten Ansatzes, wonach „der Mensch die Fähigkeit und Tendenz zur Entwicklung in sich selbst trägt, er aber der Beziehung bedarf, damit diese Entwicklung tatsächlich stattfinden kann“ (ebd., S. 64).

Die treibende Kraft, die Grundlage für die Verwirklichung der in der Person gleichsam angelegten Möglichkeiten, nennt Rogers die Aktualisierungstendenz, die sich unter bestimmten der Erhaltung oder Förderung des Organismus dienenden Bedingungen entfaltet (Rogers, 1959a/2009; Schmid, 2001). Rogers (1961a/2000) sieht in Kierkegaards Satz, „das Selbst zu sein, das man in Wahrheit ist“ (Kierkegaard, 1924, S. 17; zit. nach Rogers, 1961a/2000, S. 167), sein Verständnis von Persönlichkeitsentwicklung formuliert. Dies gelinge, wenn das dem Menschen innewohnende Potenzial aktualisiert werden kann. Person-Sein wird in der Vorstellung „ganz selbst geworden zu sein“ (Schmid, 2003, S. 226), konkret.⁹ Rogers (1961/2000) definiert den Sinn des Lebens als die Fähigkeit, „das ‚so-bin-ich‘ seines Selbst zu akzeptieren“ (S. 181), um den Prozess des „guten Leben[s]“ (ebd., S. 186) zu erfahren. Die Person wird und ist sie selbst und sich selbst, die Selbstigkeit ist das Wesensmerkmal der Person, das heißt, Selbst-Sein und eine Bewusstheit darüber zu entwickeln, sind ihr inhärent. Aufgrund der Bewusstheit entsteht das Bild von einem*r selbst, von sich als Person, von sich als einem Selbst.

Nach Eva-Maria Biermann-Ratjen et al. (2003) wird diese Struktur, dieses Selbst aus all jenen Erfahrungen gebildet, die, weil sie bewusst werden, symbolisiert werden können und als Erfahrungen des eigenen Seins und Handelns zu Selbsterfahrungen werden (S. 78f.). Damit (Selbst-)Erfahrungen symbolisiert werden können, das heißt, in das Selbst aufgenommen werden können, müssen sie mit den sie begleitenden Affekten von bedeutsamen Anderen empathisch verstanden und unbedingt wertgeschätzt werden. So entsteht im Laufe der frühen Kindheit allmählich eine Selbststruktur, die bei der Weiterentwicklung als Teil der Aktualisierungstendenz auch die Selbstaktualisierungstendenz bewirkt (S. 79). Nun werden alle

⁹ Die hypothetische Figur der fully functioning person stellt die „Höchstentwicklung der Aktualisierung des menschlichen Organismus“ (Rogers, 1959a/2009, S. 70) dar.

Erfahrungen danach bewertet, „ob sie der Aufrechterhaltung und Förderung des Organismus als Ganzem“ und der „Entwicklung und Aufrechterhaltung des Selbstkonzepts“ (ebd.) dienlich sind. An diesem Punkt kann es zu ambivalenten Bewertungen und „einer Spaltung in der Aktualisierungstendenz“ (ebd.) kommen, denn was für den Organismus als Ganzem förderlich ist, kann dem bestehenden Selbstkonzept widersprechen: Selbstaktualisierung und Selbstbehauptung als Schutzmechanismus stehen einander im Weg (ebd., S. 91f.). Um das Selbst nicht zu gefährden, erfolgt die Abwehr der nicht dem Selbstkonzept entsprechenden Erfahrung. Dieser Prozess führt in einen Zustand, der im Personzentrierten Ansatz Inkongruenz genannt wird und im Organismus Spannung und Angst erzeugt. Das Entwicklungsmodell des Selbstkonzepts gliedert sich in drei Phasen: Dem Bedürfnis nach Anerkennung der Erfahrungen als Säugling folgt die Notwendigkeit, dass das Kleinkind empathisch verstanden und ohne Bedingungen wertgeschätzt wird. Sobald es eine erste Selbststruktur gibt, zeigt sich außerdem ein Bedürfnis nach „positive[r] Selbstbeachtung“ (ebd., S. 91). Selbsterfahrungen können von nun an als das Selbst bestätigend oder bedrohend qualifiziert und folglich integriert oder abgewehrt werden. In der dritten Entwicklungsphase müssen Erfahrungen von einer kongruenten bedeutsamen anderen Person erkannt, anerkannt und unbedingt wertgeschätzt werden (ebd., S. 92). Wie Entwicklung in jeder Phase gelingen kann, kann sie auch misslingen. Personzentriert spricht man davon, statt Kongruenz Inkongruenz zu erleben, die sich – wie ausgeführt – in Spannung und Angst ausdrückt. Werden Erfahrungen nur unter Bedingungen von wichtigen Anderen wertgeschätzt, übernimmt das Kind eben diese Bewertungsbedingungen, die den eigenen organismischen Bewertungsmaßstäben nicht entsprechen, und es entsteht ein negatives Selbstkonzept (ebd., S. 93). Die Selbstentwicklung ist gehemmt, die Symbolisierung von organismischer Erfahrung verunmöglicht (ebd.).

Wie Entwicklung generell vollzieht sich auch die Entwicklung von Geschlechtsidentität, Sexualität und Begehren in einem ständigen Prozess der Symbolisierung von organismischen Erfahrungen, wodurch ein mehr oder weniger kongruentes, prozesshaftes Selbst entsteht. Dementsprechend kommt nach Schmid (2001) die gerichtete Identitätsentwicklung aus der Selbstaktualisierung.

Die Natur des Menschen – Einfallstor für queere Kritik

Wird unser Erleben von einer bedeutsamen anderen Person kongruent unbedingt wertgeschätzt und empathisch verstanden, gelingt es uns, die Person zu werden, die wir sind. Darin steckt ein Ansatz von Ursprünglichkeit, Echtheit, Natürlichkeit und (Ab-)Geschlossenheit, der queer hinterfragt werden muss.

Rogers (1961a/2000) bedient sich einer Begrifflichkeit, die eine Art von Wesentlichem und eine Vorbestimmtheit von persönlicher Entwicklung nahelegt, um das Spezifische am Menschsein zu erläutern (ebd.). Diese Haltung findet sich z. B. im erwähnten Kierkegaard-Zitat „das Selbst zu sein das man in Wahrheit ist“ (Kierkegaard, 1924, S. 17; zit. nach Rogers, 1961a/2000, S. 167) und in der Vorstellung, ein „wahre[s] Selbst“ (Rogers, 1959a/2009, S. 32) zu werden, als ob sich nur Vorgesehenes entfalten kann. Rogers steht damit in der Kritik, einen „Plan der Natur“ (Isele & Stauß, 2016, S. 120) zu suggerieren und einem „evolutionär-biologischen Determinismus“ (ebd.) zu folgen.

Eben diese Kritik kann außerdem am Konzept der Aktualisierungstendenz und am Organismusbegriff geübt werden: Ein Konzept, das „ein ‚Zurück zur Natur‘ der organismischen Erfahrung im Vertrauen auf die Aktualisierungstendenz des Organismus“ (ebd., S. 120f.) für die Auflösung von Inkongruenz hin zum guten Leben vorsieht, vernachlässigt nach Isele und Stauß (2016) den Aspekt, dass Menschen ihr Leben zu gestalten haben (S. 121). So ist die Selbstwerdung dank der und durch die organismische(n) Aktualisierung nicht als naturhafter Vorgang, sondern als prozesshaft, reflektierend und verantwortend zu verstehen (ebd., S. 123). Kritisch ist die Aktualisierungstendenz als Verwirklichung aller dem Organismus innewohnenden Möglichkeiten zu hinterfragen. Versteht man die Tendenz so, dass sich nur das Vorgesehene entwickeln kann, verschließt sich das Konzept der Offenheit, die für Rogers zentral ist und für ihn zu den Merkmalen einer zur Kongruenz fähigen Person zählt: Ist die Person offen, kann sie angstfrei neue Erfahrungen machen und diese auf einem symbolischen Niveau in das Selbstbild integrieren (Rogers, 1959a/2009).

Für Schmid (2001) bedeutet Entwicklung kraft Aktualisierung, die eigenen Möglichkeiten konstruktiv im Sinne von einer funktionalen Differenzierung und Kreativität zu nutzen. So gibt es Raum jenseits eines normativen Verständnisses. Bleiben Begriffe wie Natur und Natürlichkeit, Organismus oder Wahrhaftigkeit unhinterfragt, könnten sie als Biologismen verstanden zu einer Pathologisierung von Personen außerhalb der Cis-Heteronormativität führen. Dieser Gefahr kann jedoch bereits durch ein „Rogern“ – also das Einnehmen einer Rogerianischen Perspektive – begegnet werden, das wir durchaus im Sinne von *Queeren* verstehen: Wenn der Mensch als Person zur (personzentrierten) Natur des Menschen gehört, kann Menschlichkeit nur bedeuten, offen zu sein für alle Varianten des Menschseins.

Die Person ist männlich

Karin Macke (2010) hat in ihrer feministischen Analyse des Personbegriffs, wie ihn Rogers und seine Nachfolger*innen verwenden, erhellend herausgearbeitet, was viele längst vermuteten: Das Konzept der Person und der synonym verwendeten

Begriffe wie z. B. Selbst, Individuum, Participant, Counselor – allesamt geschlechtsneutral scheinende Wörter – folgt einem androzentristischen Ansatz, wonach der Mensch als Mann verstanden, der Mann zur Norm gemacht und das Männliche als allgemeingültig gilt. Die Frau wird als Abweichung von der Norm ausgeschlossen und unsichtbar gemacht (S. 61). Das Fehlen einer gendergerechten Sprache im Theoriegebäude (auch in den neueren Auflagen) verweist auf den Ausschluss anderer als männlicher Sichtweisen und Wertesysteme (ebd., S. 72f.). Macke (ebd., S. 30) hält fest, dass sich der personenzentrierte Ansatz das Verständnis der Person als tatsächlich geschlechtsneutral – und damit geschlechtergerecht anwendbar – erst erarbeiten müsse, wenngleich er dafür offen genug konzipiert sei.

Diese Arbeit haben feministische Autor*innen unternommen, indem sie von der scheinbaren Neutralität überhaupt Abstand genommen haben: „Die Person ist nicht neutral, sie ist Frau oder Mann“ (Winkler, 2002, S. 69). Nach Marietta Winkler darf die Geschlechterdifferenz nicht verleugnet werden, weil Frauen und Männer unter patriarchalen Sozialisationsbedingungen unterschiedliche Erfahrungen machen, was es anzuerkennen gelte (ebd., S. 74). Proctor (2004) schließt daran an, wenn sie festhält, dass das Benennen von Geschlecht und anderen Identitätsaspekten nötig ist, damit die unterschiedlichen Erfahrungen im Rahmen des Geworden-Seins der Person relevant werden können (S. 130), explizit nennt sie „gender, age, (dis)ability, sexuality“ (ebd.). Damit die Person als Ganze wahrgenommen werden kann, müssen nach Schmid (2002b) auch ihre geschlechtsspezifischen Aspekte sichtbar werden dürfen (S. 82), denn es „gibt ... keine Person ohne Geschlechtlichkeit – und wer diese ausklammert, verfehlt das Ganze erst recht“ (ebd.). Alle Ansätze bewegen sich im Rahmen der binären Geschlechterordnung und begreifen Erfahrungen geschlechtsspezifisch als entweder weiblich oder männlich. Der Fokus liegt somit auf der Anerkennung der Geschlechterdifferenz, und dem bisher vorherrschenden männlichen Blick auf die Theorie und Praxis wird der weibliche Blick hinzugefügt.

Ähnliches gilt für das Verständnis von Sexualität. Sexualität als Erfahrung und Ausdruck von menschlicher Geschlechtlichkeit als Frau, als Mann, als * bleibt in Rogers Schriften wie auch in personenzentrierten Standardwerken ohne Erwähnung (Macke, 2010, S. 54–73) und könnte analog zum Begriff der Person als geschlechtsneutral und damit für alle Sexualitäten aller Körper geltend aufgefasst werden. Auch in der Persönlichkeitsentwicklung respektive der Entwicklung des Selbst wird auf Geschlecht und sexuelle Orientierung keinerlei Augenmerk gerichtet (ebd., S. 59), vermutlich weil die Entwicklung der Person in ihrer Gesamtheit von zentralem Interesse ist.

Aufgrund dieser Leerstelle kann die Person in Rogers' Therapiekonzept insofern als geschlechtslos verstanden werden, als diese Aussparung dem Menschen ein Spezifikum seiner

Seinsweise nimmt und damit eine Ebene realer Bezugnahme auf Andere negiert (Zach, 2013, 2015). Es ist zu vermuten, dass eine queer-feministische Analyse analog jener von Macke (2010) auch hier einen einseitig männlichen Blick als Quelle für Haltungen und Annahmen entdecken würde. Sexualität wird im Kompendium der Grundbegriffe der Personzentrierten Psychotherapie verstanden „als eines von verschiedenen Organisationsprinzipien der Aktualisierungstendenz“, der „Selbstorganisation des Organismus“ (Letzel, 2003, S. 285) dienend. Kongruent oder inkongruent erlebte Sexualität trägt – wie jede symbolisierte Erfahrung – zur Entwicklung des Selbstkonzepts und der Persönlichkeit bei (Zach, 2013, 2015). Allerdings stellen sexuelle Erfahrungen für das sich entwickelnde Selbstkonzept eine besondere Herausforderung dar, weil sie mit jedem Entwicklungsschritt dem bestehenden Selbstkonzept inhärent zuwiderlaufen (Letzel, 2003).

Inkongruenz scheint hier besonders leicht entstehen zu können, und in der Folge wird diese Entwicklungsaufgabe für trans und nicht heterosexuell begehrende junge Menschen dadurch erschwert, dass ihre sexuellen Erfahrungen sich von jenen der Cis-Hetero-Mehrheit insbesondere in der gesellschaftlichen Bewertung unterscheiden. Nach Ansicht der Autor*innen ist die Wertschätzung für sexuelle Erfahrungen besonders stark an gesellschaftliche Bedingungen geknüpft, was die kongruente Aufnahme ins Selbst zusätzlich belastet. Schmid (2001) bewertet die Sexualität als wesentlich für die Person und die Persönlichkeitsentwicklung, weshalb in der Therapietheorie nicht auf sie verzichtet werden kann: Im personenzentrierten Sinn kann nur von Sexualitäten im Plural gesprochen werden, weil sich diese Aktualisierung für jede Person aufgrund spezifischer lebensgeschichtlicher Erfahrungen individuell ausgestaltet (S. 82). Dabei verortet er diese Vielfalt auch innerhalb von „etwa Hetero- und Homosexualität“ (ebd.) und lässt Platz für weitere Formen von Sexualität. Was Schmid mit der unabgeschlossenen Aufzählung meint, führt er leider nicht aus. Aus Sicht der Autor*innen gibt es hier Raum für weitere Begehrensformen. Eine ähnliche Offenheit findet sich auch beim Stichwort Sexualität im Kompendium der Grundbegriffe (Letzel, 2003), wenngleich sie terminologisch in die Irre leitet: Einerseits sei es bei sexueller Erfahrung unerheblich, ob es sich um „hetero, homo oder transsexuell[e]“¹⁰ (ebd., S. 286) Erfahrungen handle, andererseits würden je nach körperlicher Ausstattung geschlechtsspezifische Erfahrungen gemacht, die nur entweder männlich oder weiblich sein könnten (ebd.). Die inzwischen geläufige Bezeichnung transgender verweist

10 Margarethe Letzel (2003) irrt, wenn sie transsexuell als eine Form von sexueller Orientierung versteht. Zwar wird der Begriff nach wie vor zum Teil im medizinischen Kontext (z. B. in der ICD-10) verwendet, in den meisten Diskursen jedoch gilt er als veraltet und findet keine Anwendung mehr.

allerdings auf die Geschlechts-/Gender-Identität. Zudem sollten geschlechtsspezifische Erfahrungen nicht ausschließlich vom Körper bestimmt sein. Ebenso wichtig ist, wie Menschen geschlechtlich von Anderen wahrgenommen werden – was sich von der individuellen körperlichen Ausstattung unterscheiden kann. Trotz der Begriffsverwirrung sind die Autor*innen dieses Artikels der Meinung, im Anschluss an die feministische Kritik am Personzentrierten Ansatz auch hier ein Potenzial für eine Erweiterung der zweigeschlechtlichen Ordnung, für ein Queering, auszumachen.

Die Person ist queer

Die Eigentümlichkeit, das Wesentliche und Spezifische des Person-Begriffs sind, wie ausgeführt, nicht mit bestimmten Inhalten gefüllt, sondern offen gehalten: Die Person kann z. B. trans, lesbisch, weiblich, jung, inter, männlich, blind, nicht-binär, of Color, hetero, neurodivers, asexuell, alt, cis, sehend, wohnungslos, sexuell, psychisch gesund, Schwarz, reif, körperlich krank, bi, reich, rollstuhlfahrend, schwul, *weiß* sein. Weil die Wesensmerkmale unendlich sind, muss die Aufzählung ungeschlossen bleiben.

Für Rogers' therapeutisches Denken ist die Offenheit für die Erfahrung zentral. „Mit der Überzeugung, dass die kritische Reflexion des eigenen Erlebens, die Erfahrung die ‚höchste Autorität‘ und ‚der Prüfstein für Gültigkeit‘ ... ist, führte er ein neues Paradigma in die Psychotherapie ein“ (Zach, 2013, S. 14, unter Bezug auf Rogers, 1961a/2000, S. 39). Er stellte sich damit explizit gegen die damalige psychiatrische und psychologische Auffassung von Diagnosen und Behandlung, und indem er die Erfahrungen der einzelnen Person ins Zentrum gesellschaftlicher Veränderungsprozesse rückte, wendete er sich gegen Normierungen von außen (Zach, 2013). Dieser Ansatz kann revolutionär genannt werden (Schmid, 2017). Damit gibt es Raum für die gelebte Erfahrung von Menschen außerhalb der Cis-Heteronormativität.

Trans-Erfahrungen mit dem Personzentrierten Ansatz verstehen

Cornelia Kunert (2013) und Jay Crowter (2022) machen darauf aufmerksam, dass trans Erfahrungen und der Transitionsprozess als ein Prozess von Inkongruenz zu Kongruenz personzentriert verstanden werden können. Nach Crowter (2022) lassen sich der personzentrierte Ansatz und queeres Sein zusammen denken, und insbesondere Personen mit anderem Geschlecht oder Begehren können von der personzentrierten Haltung profitieren – wenn dies ernst genug genommen wird (S. 304f.).

Während vor einem medizinischen Hintergrund trans Phänomene auch heute noch gesellschaftlich als Abweichungen von der Norm gelten, die untersucht und behandelt werden müssen (ebd., S. 296), nähert sich die bereits in Kraft getretene, in Österreich, Deutschland und der Schweiz aber noch nicht zur Anwendung kommende ICD-11 (WHO, 2024b) einem entpathologisierten Verständnis von Trans-Sein an, indem sie das Phänomen unter der Bezeichnung Geschlechtsinkongruenz auflistet (WHO, 2024a). Wenn diese Inkongruenz nicht als pathologisierende Bezeichnung, sondern vor allem in Bezug auf die einzelne Person im Sinne des Personzentrierten Ansatzes ernst genommen wird, kann Trans-Sein als Inkongruenz zwischen dem organismischen Erleben einer Person und ihrem Selbstkonzept verstanden werden (Crowter, 2022, S. 296). Diese Inkongruenz wird durch die Übernahme der sozialen Bewertungsbedingungen ins Selbst, die den eigenen organismischen diametral entgegenstehen, zumindest mit verantwortlich. Dazu gehören die gesellschaftlich-kulturelle Abwertung von trans als Phänomen, die medizinische Pathologisierung von trans Personen, die Forderung nach Anpassung an Cis-Ideale und die Normativsetzung von cis endo¹¹ Körpern – aber auch die Tatsache, dass das jeweilige Umfeld der Person konstant vermittelt, ein anderes Geschlecht zu sein als jenes, als das sie sich selbst erlebt. Auf diese Art lässt sich schließlich verstehen, warum trans Personen ihre Transition üblicherweise als ein Sich-selbst-näher-Kommen erleben, als ein Werden, wer sie tatsächlich sind, allen gesellschaftlichen Widerständen zum Trotz (ebd., S. 300f.).

Ein literarisches Beispiel gibt Kim de l'Horizon (2022, S. 39f.): „Grossmeer¹² hatte einen ganzen Schrank voller Kinderkleider, Mädchenkleider. Es waren alte Kleider, weiße und rosa Röckchen, Rüschen, bestickte Säume, Haarschleifchen, weiße Söckchen. Es gibt eine Phase, in der das Kind noch sehr klein ist – ich weiß nicht mehr, wie es angefangen hat –, eine Phase, in der es immer zu diesem Schrank geht und sich Kleider herauslegt, auf das große Bett der Grossmeer, ein Outfit zusammenstellt und anzieht, während die Grossmeer in der Küche wartet. Wenn das Kind zufrieden ist, geht es zur Küche, klopft an, die Grossmeer sagt: ‚Wer ist es?‘ Das Kind stolziert mit großen Schritten hinein, wirft den Kopf zur Seite, als hätte es lange Haare, und die Grossmeer verwirft die Hände vor

11 Endo ist die Kurzform von endogeschlechtlich und bezeichnet jene Menschen, deren angeborene körperliche Merkmale sich medizinisch eindeutig als nur weiblich oder nur männlich einordnen lassen, im Gegensatz zu intergeschlechtlichen bzw. inter* Menschen, deren angeborene körperliche Merkmale sich medizinisch nicht eindeutig einordnen lassen. Bei intergeschlechtlichen Kindern werden auch heute noch chirurgische Eingriffe zur Angleichung an ein normatives cis endogeschlechtliches Ideal an den Genitalien durchgeführt (vgl. Siever, 2022).

12 „Grossmeer“: Berner Deutsch für Großmutter; „Meer“: Berner Deutsch für Mutter (Anm. d. Verf.).

Bewunderung: ‚Wie schön du bist, nein wirklich, wie wunderschön, und das Kind dreht sich wie auf einem Laufsteg, zeigt sich, wirft verführerische Blicke und Kuschhände, dann zieht es sich um, nächstes Outfit. Das geht etwa drei, vier Outfits so zu und her, dann sagt die Grossmeier, dass es Zeit für eine Geschichte sei. Ich glaube, das Kind war nie glücklicher als in diesen Momenten und liebte Grossmeier nie inniger, als wenn diese – vor Verückung eine ganz hohe Stimme – die Schönheit des Kindes lobte. Wenn das Kind wieder seine ursprünglichen Kleider anzog, sagte die Grossmeier: ‚Das sagst du der Meer nicht, gell, das ist unser kleines Geheimnis, gell.‘ Sie zwinkerte dem Kind zu, das Kind zwinkerte zurück. Ich weiß nicht, wie lange diese *Verkleidungsphase* bei der Grossmeier ging, es könnte ein halbes Jahr gewesen oder nur zwei, drei Mal passiert sein. Ich erinnere mich, dass Grossmeier einmal, als das Kind in den Mädchenkleidern in die Küche kam, sehr grob sagte: ‚Zieh dich um, das sind Mädchenkleider, du bist doch kein Mädchen.‘ Da traf das Kind eine ungeheure Scham, die schon lange gewartet hatte vor den Fenstern, vor der Tür, die nun schäumend hereinbrach. Es zog sich aus, so schnell es konnte, es war, als hätte alles Augen, die Wände, die Lampe, der Spiegel, eine Welle aus Scham klatschte an seine Glieder, eine Scham, die es schon von Weitem gespürt hatte, die es nur so lange von sich hatte fernhalten können, weil dies alles in der Wohnung der Grossmeier geschehen war: ein Raum ohne festen Aufenthaltsort, ein Schiff. Das Kind begann da seinen Hass auf die Grossmeier. Jahre später die Frage: Wessen Kleider sind das eigentlich? Und wofür hob Grossmeier sie auf? Oder für wen?“ (aus: Kim de l’Horizon, „Blutbuch“ © 2022 DuMont Buchverlag, Köln, S. 39f, Hervorh. i. Orig.).¹³

Selten wurde schöner beschrieben, was es heißt, ein negatives Selbst zu entwickeln. Die Erfahrung des Kindes in den Mädchenkleidern kann nicht als Selbsterfahrung symbolisiert werden und damit keinen Eingang in das Selbstkonzept finden, weil diese Erfahrung durch die Großmutter weder positiv beachtet noch empathisch verstanden wird. Im Gegenteil, die Bewertung als falsch führt dazu, dass die Scham, die aufgrund von früheren Erfahrungen bereits auf ihren Auftritt gewartet hat, über das Kind hereinbricht. Die Inkongruenz wird für die Lesenden gleichsam körperlich erfahrbar.

¹³ „Die Erzählfigur im ‚Blutbuch‘ identifiziert sich weder als Mann noch als Frau. Aufgewachsen in einem schäbigen Schweizer Vorort, lebt sie mittlerweile in Zürich, ist den engen Strukturen der Herkunft entkommen und fühlt sich im nonbinären Körper und in der eigenen Sexualität wohl. Doch dann erkrankt die Großmutter an Demenz, und das Ich beginnt, sich mit der Vergangenheit auseinanderzusetzen“ (Horizon, 2022, Klappentext).

Schluss und persönliche Perspektive

Das Verhältnis zwischen nicht cis-heteronormativen Lebens- und Begehrensweisen und der Psychotherapie ist schwierig. Viele trans Personen entscheiden sich gegen eine Psychotherapie, weil sie Angst haben, als krank bewertet zu werden. Aber auch Menschen, deren sexuelle Orientierung nicht der Norm entspricht, kämpfen mit internalisierten Bewertungsbedingungen und der Sorge, nicht wertgeschätzt bzw. nicht verstanden zu werden.

Am Beginn des Nachdenkens über diesen Artikel standen für die Autor*innen viele Fragen zum Personzentrierten Ansatz: Gibt es Vorurteile gegenüber Menschen außerhalb der Cis-Heteronormativität? Werden diese eventuell unhinterfragt in Seminaren, bei Vorträgen, in Supervisionen, bei Tagungen weitergegeben? Oder sind sie Inhalt von Gesprächen jenseits der Podien? Wie wirken sich die gesellschaftlich existierenden diskriminierenden und pathologisierenden Diskurse zu trans im Personzentrierten Ansatz aus? Wie können wir sie sichtbar machen? Gibt es unhinterfragte heteronormative Paradigmen, die sich beispielsweise in der *fully functioning person* oder im Person-Begriff zeigen oder in der Beurteilung von „reif“? Wird die Person ausschließlich entweder als Frau oder als Mann verstanden, und ist sie folglich mit bestimmten weiblichen und männlichen Eigenschaften ausgestattet? Steckt in der „Natur des Menschen“ die Falle, die zuschnappt und festhält? Oder gibt es Raum für Differenz, Pluralität und Diversität? Ausgangspunkt war der Gedanke, dass auch der Personzentrierte Ansatz von der Queer-Theorie dazu ermutigt werden kann, sich selbst, die eigenen Annahmen und Folgerungen zu hinterfragen.

Wir – die Autor*innen – sind Personen, die sich außerhalb der Cis-Heteronormativität verorten, und wir haben in der personzentrierten Ausbildung Vorurteile bezüglich nicht-heterosexuellem Begehren erlebt, abwertende Kommentare über trans Personen gehört und auch Frauenfeindlichkeit und Sexismus erfahren. Aber wir haben auch bemerkt, dass es im Feld des Personzentrierten Ansatzes so ist wie überall, wo Menschen tätig sind: Es gibt Kolleg*innen, die sich ängstlich gegen jede Veränderung stemmen. Und es gibt die, die neugierig und offen sind und Veränderung ermöglichen und bewirken. Mit unserem Artikel hoffen wir einen Beitrag dazu zu leisten, dass sich Menschen mit nicht-normativen Sexualitäten, Begehren und Geschlechtsidentitäten ohne Angst vor Pathologisierung in Psychotherapie begeben können. Als Psychotherapeut*innen wünschen wir uns, dass wir alle im Feld Tätigen dem Fremden im Anderen offen und furchtlos begegnen und trotz unüberbrückbaren Nicht-Verstehens und existenzieller Getrenntheit (Schmid, 2009) in Beziehung sein können, damit wir den*die Andere empathisch verstehen, unbedingt positiv beachten und

dabei kongruent sind – unabhängig von Gender und Sexualität.

Wir regen dazu an, individuelles Sein abseits von Vorstellungen, wie etwas oder jemand zu sein hat, ernst zu nehmen. Im Sinne einer Durchkreuzung der momentan vorherrschenden generalisierten Vorstellungen darüber, was für trans Personen förderlich ist oder nicht, kann das schon als queer verstanden werden. Queer-Theorie verlangt, noch einen Schritt weiterzugehen, und fragt, wie die Vorstellung einer Person darüber, wer sie selbst ist, zustande kommt. Queer-Theorie betont, dass weder diese Vorstellung von sich selbst noch der Prozess zu mehr Kongruenz je frei sein kann von gesellschaftlichen Machtverhältnissen und unterdrückenden und einschränkenden Strukturen. Wollen wir einen Raum der möglichst freien Entwicklung ermöglichen, müssen wir unsere jeweils in uns selbst vorhandenen Auf- und Abwertungsmechanismen von Geschlechterrollen, -normen und -narrativen, die Abbildungen dieser gesellschaftlichen Strukturen und Verhältnisse sind, reflektieren (Crowter, 2022). Wir sind davon überzeugt, dass alle Menschen davon profitieren, wenn es gelingt, bestehende Geschlechtergrenzen durchlässig zu machen. Jene, denen bisher die Zugehörigkeit aufgrund von Nichterfüllung der Kriterien versagt blieb, und jene, die dieselben Kriterien gleichsam übererfüllen und dadurch starr und rigide werden. Die Durchlässigkeit macht Raum für Neues, für ein neues Miteinander, für ein neues Gemeinsames: „There is a crack ... in everything. That's how the light gets in“ (Leonard Cohen, *The Anthem*, 1992).

Literatur

- Barker, M.-J. & Scheele, J. (2018). *Queer. Eine illustrierte Geschichte [Queer. A graphic history]* (J. Theodor, Übers.). Unrast.
- Biermann-Ratjen, E.-M., Eckert, J. & Schwartz, H.-J. (2003). *Gesprächspsychotherapie. Verändern durch Verstehen* (9., überarb. u. erw. Aufl.). Kohlhammer. <https://doi.org/10.17433/978-3-17-022747-7>
- Butler, J. (1997). *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts [Bodies that matter]* (K. Wördemann, Übers.). Suhrkamp (englisches Original erschienen 1993).
- Cixous, H. (2013). *Das Lachen der Medusa. Zusammen mit aktuellen Beiträgen [Le rire de la Méduse et autres ironies]* (E. Hutfless, Übers.; Passagen Philosophie). Passagen (französisches Original erschienen 1975).
- Crowter, J. (2022). 'To be that self which one truly is': Trans experiences and Rogers' theory of personality. *Person-Centered & Experiential Psychotherapies*, 21(4), 293–308. <https://doi.org/10.1080/14779757.2022.2028665>
- Derrida, J. (2019). *Grammatologie [De la grammatologie]* (H.-J. Rheinberger & H. Zischler, Übers.; 14., unveränd. Aufl.). Suhrkamp (französisches Original erschienen 1967).
- Engel, A. (o.J.). *Institut für queer theory*. <http://www.queer-institut.de>.
- Foucault, M. (2021). *Die Ordnung des Diskurses [L'ordre du discours]* (W. Seitter, Übers.; 16., erw. Aufl.). Fischer (französisches Original erschienen 1972).
- Halperin, D.M. (1995). *Saint Foucault. Towards a gay hagiography*. Oxford University Press. <https://doi.org/10.1093/os0/9780195093711.003.0001>
- Halperin, D. (2003). The normalization of queer theory. *Journal of Homosexuality*, 45(2–4), 339–343. https://doi.org/10.1300/J082v45n02_17
- Horizon, K.d.l' (2022). *Blutbuch*. DuMont.
- Hutfless, E. (2017). *Queer [Theory]: Annäherungen an das Undarstellbare. Einleitung*. In E. Hutfless & B. Zach (Hrsg.), *Queering Psychoanalysis. Psychoanalyse und Queer Theory. Transdisziplinäre Verschränkungen* (S. 31–47). Zaglossus.
- Hutfless, E. & Zach, B. (Hrsg.). (2017a). *Queering Psychoanalysis. Psychoanalyse und Queer Theory. Transdisziplinäre Verschränkungen*. Zaglossus.
- Hutfless, E. & Zach, B. (2017b). *Queering Psychoanalysis. Vorwort*. In E. Hutfless & B. Zach (Hrsg.), *Queering Psychoanalysis. Psychoanalyse und Queer Theory. Transdisziplinäre Verschränkungen* (S. 9–29). Zaglossus.
- Hutfless, E. & Zach, B. (Hrsg.). (2022). *Queering Psychoanalysis. Psychoanalyse und Queer Theory. Transdisziplinäre Verschränkungen* (4., leicht veränd. Aufl.). Assemblage.
- Irigaray, L. (1979). *Das Geschlecht, das nicht eins ist [Ce sexe qui n'en est pas un]* (Internationale marxistische Diskussion, Bd. 82). Merve (französisches Original erschienen 1977).
- Isele, G. & Stauß, H. (2016). Aktualisierungstendenz und Destruktivität. Zur Kritik der anthropologischen Grundannahmen im Personenzentrierten Ansatz. *Person*, 20(2), 118–130. <https://doi.org/10.24989/person.v20i2.2495>
- Kunert, C. (2013). Werden wollen, wer man wirklich ist. Transsexualität als konstitutionelle Geschlechtsinkongruenz – ein personenzentrierter Standpunkt. *Person*, 17(1), 34–46. <https://doi.org/10.24989/person.v17i1.2604>
- Lauretis, T.d. (1991). Queer theory. Lesbian and gay sexualities: an Introduction. *Differences*, 3(2), iii–xviii. <https://doi.org/10.1215/10407391-3-2-iii>
- Lauretis, T.d. (2017). Der queere Trieb: Rereading Freud mit Laplanche. In E. Hutfless & B. Zach (Hrsg.), *Queering Psychoanalysis. Psychoanalyse und Queer Theory. Transdisziplinäre Verschränkungen* (S. 211–255). Zaglossus.
- Letzel, M. (2003). Sexualität. In G. Stumm, J. Wiltschko & W.W. Keil (Hrsg.), *Grundbegriffe der Personzentrierten und Focusing-orientierten Psychotherapie und Beratung* (S. 285–287). Pfeiffer bei Klett-Cotta.
- Macke, K. (2010). *Ist die Person auch weiblich? Ein Plädoyer für mehr Geschlechtersensibilität und gendergerechte Sprache in der personenzentrierten Theorie und Praxis der Psychotherapie*. IPS. <https://www.kritischepsychotherapie.at/Publikationen/Artikel-Geschlechtersensibilitaet.pdf>.
- Muñoz, J.E. (2009). *Cruising utopia. The then and there of queer futurity*. New York University Press.
- Proctor, G. (2004). What can person-centred therapy learn from feminism? In G. Proctor & M. B. Napier (Hrsg.), *Encountering feminism. Intersections between feminism and the person-centred approach* (S. 129–140). PCCS.
- Rogers, C.R. (2009). *Eine Theorie der Psychotherapie, der Persönlichkeit und der zwischenmenschlichen Beziehungen [A theory of therapy, personality, and interpersonal relationship, as developed in the client-centered framework]* (Höhner, G. & Brüseke, W., Übers.; Personzentrierte Beratung & Therapie, Bd. 8; 1. Aufl. d. Neuausg.). Reinhardt (englisches Original erschienen 1959a).
- Rogers, C.R. (2000). *Entwicklung der Persönlichkeit. Psychotherapie aus der Sicht eines Therapeuten [On becoming a person: A therapist's view of psychotherapy]* (J. Giere, Übers.; Konzepte der Humanwissenschaften; 13., unveränd. Aufl.). Klett-Cotta (englisches Original erschienen 1961a).
- Schmid, P.F. (2001). Personzentrierte Persönlichkeits- und Beziehungstheorie. In P. Frenzel, W.W. Keil, P.F. Schmid & N. Stölzl (Hrsg.),

- Klienten-/Personzentrierte Psychotherapie. Kontexte, Konzepte, Konkretisierungen* (S. 57–95). Facultas.
- Schmid, P. F. (2002a). Die Person im Zentrum der Therapie. Zu den Identitätskriterien Personenzentrierter Therapie und zur bleibenden Herausforderung von Carl Rogers an die Psychotherapie. *Person*, 6(1), 16–33. <https://doi.org/10.24989/person.v6i1.2962>
- Schmid, P. F. (2002b). Neue Manns-Bilder? Personenzentrierte Herausforderungen zu einem Dialog der Geschlechter. In C. Iseli, W. W. Keil, L. Korbei, N. Nemeskeri, S. Rasch-Owald, P. F. Schmid & P. G. Wacker (Hrsg.), *Identität. Begegnung. Kooperation, Person-/Klientenzentrierte Psychotherapie und Beratung an der Jahrhundertwende* (S. 79–91). GwG.
- Schmid, P. F. (2002c). Was ist personenzentriert? Zur Frage von Identität, Integrität, Integration und Abgrenzung. In C. Iseli, W. W. Keil, L. Korbei, N. Nemeskeri, S. Rasch-Owald, P. F. Schmid & P. G. Wacker (Hrsg.), *Identität. Begegnung. Kooperation, Person-/Klientenzentrierte Psychotherapie und Beratung an der Jahrhundertwende* (S. 219–254). GwG.
- Schmid, P. F. (2003). Person. In G. Stumm, J. Wiltschko & W. W. Keil (Hrsg.), *Grundbegriffe der Personzentrierten und Focusing-orientierten Psychotherapie und Beratung* (S. 226–227). Pfeiffer bei Klett-Cotta.
- Schmid, P. F. (2009). „Hier bin ich“. Zu einem dialogischen Verständnis des Personzentrierten Ansatzes. *Person*, 13(2), 155–165. <https://doi.org/10.24989/person.v13i2.2754>
- Schmid, P. F. (2010). Ein Prozess der Personalisierung – Zum dialektisch-dialogischen Verständnis der Aktualisierungstendenz. *Person*, 14(2), 147–148. <https://doi.org/10.24989/person.v14i2.2717>
- Schmid, P. F. (2017). Personenzentriert Sein – Die Zukunft liegt nicht in der Vergangenheit. Anmerkungen zum Aufsatz „Personenzentriert sein – Sieben Herausforderungen für die Zukunft“ von M. Behr, J. Finke und S. Gahleitner in *Person* 1/2016. *Person*, 21(1), 72–75. <https://doi.org/10.24989/person.v21i1.2477>
- Schmid, P. F. & Keil, W. W. (2001). Zur Geschichte und Entwicklung des Personzentrierten Ansatzes. In P. Frenzel, W. W. Keil, P. F. Schmid & N. Stölzl (Hrsg.), *Klienten-/Personzentrierte Psychotherapie. Kontexte, Konzepte, Konkretisierungen* (S. 15–32). Facultas.
- Schrupp, A. (2019). *Schwangerwerdenkönnen. Essay über Körper, Geschlecht und Politik*. Helmer.
- Siever, R. M. (2022). *Was wird es denn? Ein Kind! Wie geschlechtsoffene Erziehung gelingt*. Beltz.
- Winkler, M. (2002). Das Private ist politisch. Aspekte Personenzentrierter Feministischer Therapie. In C. Iseli, W. W. Keil, L. Korbei, N. Nemeskeri, S. Rasch-Owald, P. F. Schmid & P. G. Wacker (Hrsg.), *Identität, Begegnung, Kooperation. Person-/Klientenzentrierte Psychotherapie und Beratung an der Jahrhundertwende* (S. 66–78). GwG.
- World Health Organization (WHO) (2024a). Gender incongruence. In World Health Organization (WHO), *ICD-11. International Classification of Diseases 11th revision. The global standard for diagnostic health information*. WHO. <https://icd.who.int/browse/2024-01/mms/en#411470068>
- World Health Organization (WHO) (2024b). *ICD-11. International Classification of Diseases 11th revision. The global standard for diagnostic health information*. WHO. <https://icd.who.int/en>
- Worthen, M. G. F. (2020). *Queers, bis, and straight lies. An intersectional examination of LGBTQ stigma*. Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781315280332>
- Zach, B. (2013). *Goldmine und Minenfeld. Erotisches Erleben von Klientenzentrierten Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten im psychotherapeutischen Prozess*. Masterarbeit. Donau-Universität Krems.
- Zach, B. (2015). Erotisches Erleben von Klientenzentrierten Psychotherapeutinnen im psychotherapeutischen Prozess. *Person*, 19(2), 117–132. <https://doi.org/10.24989/person.v19i2.2539>